

Norbert Toporowsky

Von Pimocken und Rucksackdeutschen

Vertreibung und Flucht aus dem Osten – Ankunft und
Integration in der Nordeifel

I m p r e s s u m

Norbert Toporowsky

Von Pimocken und Rucksackdeutschen

Vertreibung und Flucht aus dem Osten – Ankunft und Integration in der Nordeifel

Hrsg.: Geschichtsforum Schleiden e. V.



www.geschichtsforumschleiden.de

Publikation 15 | 2020

Gefördert von der:



© Alle Rechte, auch das des auszugsweisen Nachdrucks, der auszugsweisen oder vollständigen Wiedergabe, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen und der Übersetzung durch den Autor vorbehalten.

Inhalt

Vorwort	1
Kapitel I.....	3
Entkommen: Vertreibung aus dem Osten	5
Angekommen: Die „Flüchtlinge“ kommen.....	23
Vorbemerkung.....	23
Wie viele kamen?.....	23
Welche Berufe hatten die Vertriebenen?.....	26
Wo kamen die Neuankömmlinge her?.....	28
Wann kamen die Vertriebenen in die Nordeifel?.....	30
Die Wohnsituation.....	32
Kirchen und Schulen.....	40
Die Ernährungssituation.....	42
Willkommen?.....	47
Die Vertriebenen und Flüchtlinge im Kreise Schleiden	60
Schicksal und Wandlung der Vertriebenen und Flüchtlinge.....	60
Das heimatvertriebene Landvolk im Kreise Schleiden	60
Die soziologischen Verhältnisse der Vertriebenen des Kreises Schleiden	60
Zusammenfassung.....	61
Kapitel II.....	63
Heimatvertriebene und Flüchtlinge – Einzelschicksale	65
„Die ersten Betten in Schleiden waren Strohsäcke“ Joachim Saga	68
Von Sorgenau nach Broich – Flüchtling und auch noch evangelisch – Ingrid Vey.....	74
Schlesische Wurstwaren – Die Familie Reimann.....	80
Viele Zwischenstationen bis nach Olef – Carl-Heinz Witt.....	83
Paul Wichert (Onkel Paul)	94

Fünf Jahre Sibirien – Margarethes Wolken	96
Hin und Her in Schlesien – Josef Lux - Grete Bethke.....	99
Die Familie Stransky: Das Haus der Geschenke.....	102
Aus Ostpreußen vertrieben – in Gemünd dringend erwartet: Maria Hahn	113
Die Marienthaler Pappenfabrik	115
Studienrat – Schriftsteller – Pazifist: Hans-Joachim Friederici.....	120
Im Kermeter - Familie Ranglack.....	126
Aus dem sächsischen Uranbergbau über Trier nach Gemünd – Fritz Meisel..	130
Statt Uranabbau im Erzgebirge über Trier nach Gemünd.....	136
In Frauenkleidern auf das vorletzte Schiff: Robert und Marie J.	147
In Gemünd wieder vereint: Walter, Ella und Waltraud B.	150
Ohne festen Wohnsitz – russische Gefangenschaft: Hermann, Elise, Günter und Erika H.	153
Über die Ukraine nach Gemünd: Paul, Frieda und Otto H.....	156
Zum Bleiben gezwungen: Richard, Anna und Josef B.....	158
Aus Ostpreußen und dem Sudetenland: im Lager geheiratet: Helmut und Herta G.....	161
Die „Hüttenmeister“ Arthur S. und Hermann G.	164
Aus Bessarabien in die Eifel.....	167
Aus dem Kaukasus nach Bronsfeld.....	170
In Gemünd gewartet	172
Minna N. – 21 Monate Wartezeit	173
Im Lager wiedergefunden – dann gemeinsam nach Broich.....	175
Die verschiedenen Fluchtwege.....	177
Ostpreußen 1939.....	178
Das Sudetenland.....	179
Kapitel III	181
Im Wingertchen	184

„Siedlung Wolfgarten“	188
Nierfelder Auel.....	193
Wiesgen/Oberhausen	203
Schleider Auel	214
Und in den Höhendörfern?	220
Das Ostlandkreuz	223
Anhang	225
Personenregister.....	227
Ortsregister	230
Quellen und Literatur.....	234
Archive	234
Manuskripte (maschinenschriftlich)	234
Zeitungen/Zeitschriften	234
Literatur.....	235
Abkürzungsverzeichnis.....	241
Veröffentlichungen des Geschichtsforums Schleiden e.V.....	243

Vorwort

Gegen Ende des Jahres 2017 kam bei Gesprächen im Rahmen eines der monatlichen Treffen des Geschichtsforums Schleiden der Gedanke auf, sich in Anbetracht der aktuellen Situation doch auch einmal mit den „Flüchtlings“ zu beschäftigen, die nach dem 2. Weltkrieg in die Nordeifel kamen. Da auch in den Geschichtsbüchern weiterführender Schulen und damit auch im Geschichtsunterricht dem Thema „Flucht und Vertreibung nach 1945“ allenfalls eine marginale Bedeutung beigemessen wird und da selbst in der wissenschaftlichen Aufarbeitung die Beschäftigung mit Flucht und Vertreibung nach wie vor als „Stiefkind der Zunft“ (so formulierte es der Publizist Herbert Ammon schon 1997, in: FAZ vom 5.9.1997) erscheint, sah ich in der Tat einen Nachholbedarf und war fortan bemüht, am Lückenschluss lokalhistorischer Arbeiten zwischen den eindrucksvollen Berichten über die letzten Kriegsjahre und den recht zahlreichen Veröffentlichungen über die Zeit des so genannten Wirtschaftswunders mitzuwirken.

Im Nachhinein habe ich festgestellt, dass ich das Thema quantitativ und qualitativ unterschätzt habe. Es ergab sich nicht nur eine Vielzahl von Themenkomplexen, sondern es stellte sich auch heraus, dass im Gegensatz zu meiner ursprünglichen Annahme eine dichte Quellenlage – vor allem aufgrund der vollständigen Anträge auf Zuerkennung eines Flüchtlingsausweises bei den einzelnen Kommunen - existiert und mehr noch, dass es auch eine beträchtliche Anzahl von Zeitzeugen und/oder deren Nachfahren gibt, die bereitwillig über ihre Erlebnisse berichteten. Mein Dank gilt allen diesen Personen, die mit ihren Informationen dazu beigetragen haben, dass die aus den schriftlichen Quellen zu entnehmenden Fakten und Daten „mit Leben gefüllt“ werden konnten. Unabhängig von den manchmal nur wenigen Zeilen, die aus den stundenlangen Gesprächen in dieses Buch eingeflossen sind,

haben sie bei mir tiefen Eindruck hinterlassen. Natürlich sind die in Kapitel II vorgestellten Einzelfälle exemplarisch zu sehen und so haben es auch die Betroffenen empfunden. Es ging ihnen nicht um Heroisierung ihrer persönlichen Geschichte oder gar um Mitleidsappelle, sie haben sich als „Vertreter“ von und für Millionen von Menschen mit vergleichbarem Schicksal definiert.

Auch die in zweiten Teil von Kapitel II angeführten Vertriebenen sollen als Beispielfälle verstanden werden. Eine Typisierung von Vertreibung und Integration steht noch aus und wird aufgrund der Vielfältigkeit des Themas auch nur schwer zu leisten sein, doch sind hier ganz verschiedenartige Beispiele zusammengetragen worden, ohne den Anspruch, ein vollständiges Mosaik erzeugt zu haben. Die in diesem Kapitel vorgestellten Menschen waren nicht mehr greifbar, – weder die Betroffenen selbst noch ihre Nachfahren – zumindest nicht mit einem zeitökonomisch angemessenen Aufwand. Die heutigen Datenschutzbestimmungen machen in diesen Fällen eine Anonymisierung (reduziert auf den Vornamen und den Anfangsbuchstaben des Nachnamens) erforderlich, obwohl ganz bestimmt eine Vielzahl der „Anonymen“, wären sie dazu befragt worden, ihre Zustimmung zur Namensgebung erteilt hätten.

Zu danken habe ich auch der intensiven Hilfe und Unterstützung durch Frau Gutmann im Stadtarchiv Schleiden und Frau Pütz und Frau Roitzheim im Kreisarchiv Euskirchen. Danke auch meinen Mitstreitern im Geschichtsforum, allen voran Siegfried Scholzen und Herbert Wollgarten, ohne deren Unterstützung und Tipps die Erstellung des Werkes nicht gelungen wäre.

Norbert Toporowsky

Kapitel I

Entkommen! – Angekommen. – Willkommen?

Entkommen: Vertreibung aus dem Osten

Während die Gebiete in der Mitte des ehemaligen Deutschen Reiches in den letzten Jahren des 2. Weltkriegs relativ weniger (wohlgemerkt: relativ) von direkten Kriegshandlungen betroffen waren, brachten die vorrückenden Truppen der Alliierten und der Roten Armee und die damit einhergehenden Bombardements aus der Luft dem Westen und Osten des damaligen Deutschlands ein ungeheures Ausmaß an Zerstörung und Vernichtung, an Opfern in der Zivilbevölkerung, an Leid und Elend. Bezogen auf den Nordeifelraum berichten darüber wie auch über die Rückkehr der aus diesen Gebieten in der Endphase des Krieges evakuierten Menschen die bekannten und eindrucksvollen Zusammenstellungen von H.D. Arntz¹ und K.J. Lüttgens² sowie zahlreiche lokale Beschreibungen und Augenzeugenaussagen. Diese Darstellungen sollen hier nicht wiederholt werden. Sie sind jedoch deswegen unbedingt zu berücksichtigen, weil sie den Hintergrund der Situation bilden, in welche nach Kriegsende die Heimatvertriebenen und Zwangsevakuierten aus dem Osten hineinkommen bzw. aus deren Sicht, welche sie hier vorfinden.³ Die vorliegende Arbeit beschränkt sich also – bis auf ganz wenige Ausnahmen – auf Personen, die als Heimatvertriebene Anspruch auf den Flüchtlingsausweis A hatten. Die Differenzierung der Flüchtlingsausweise A, B, C zeigt, dass den Behörden der damaligen Zeit der qualitative Unterschied zwischen

¹ Arntz, H.D., 1984.

² Lüttgens, K.J., 2013.

³ Daher fehlen sowohl die sog. Westflüchtlinge aus Belgien, den Niederlanden und Luxemburg als auch die Menschen aus Wollseifen, obwohl gerade diese auch zwangsevakuert worden sind. Die Westflüchtlinge wurden zwar auch über die Flüchtlingsfragebögen erfasst, wenn sie einen Flüchtlingsausweis beantragten, erhielten aber in der Regel „nur“ den Ausweis B. Die Wollseifener beschwerten sich mehrfach bei verschiedenen Behörden, dass sie schlechter behandelt würden als die Ostvertriebenen. Auch die Wollseifener bezeichneten sich manchmal als „Westflüchtlinge“, KrA EU, EVZ vom 9. Februar 1950.

Heimatvertriebenen (A), Vertriebenen (B) und Flüchtlingen (C, diese überwiegend aus der Sowjetischen Besatzungszone, ab 1949: DDR) vollkommen bewusst war.

Unabhängig davon, dass die Grenzen zwischen den einzelnen Gruppen in der Praxis nicht immer so leicht zu ziehen waren, muss vorweg, explizit und unzweideutig festgehalten werden, dass Zwangsevakuierung, Vertreibung und Flucht als Folge des von Hitler vom Zaun gebrochenen Krieges angesehen werden müssen, ebenso die Tatsache, dass auch die etwa eine Million Menschen, die danach in die entleerten ehemaligen deutschen Ostgebiete kamen, zu einem großen Teil ebenfalls Opfer von Zwangsevakuierungen in Ostpolen waren.⁴

Weit bevor im Potsdamer Abkommen Anfang August 1945 durch die Siegermächte die Oder-Neiße-Linie als – zunächst vorläufige – Westgrenze Polens festgelegt und die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus Polen (vor allem Westpreußen) und der Tschechoslowakei (vor allem Sudetenland) beschlossen wurde, hatten Millionen Deutsche aus den Gebieten östlich dieser Linie ihre Heimat verlassen müssen.

Aufgrund der deutschen Ardennenoffensive hatten die Westmächte die Sowjetunion aufgefordert, früher als geplant an der deutschen Ostfront anzugreifen, um so eine Konzentration der deutschen Truppen im Westen zu verhindern. Dies tat die Rote Armee dann auch ab dem 12. Januar 1945, und zwar – aus ihrer Sicht – mit raschem Erfolg. Schon etwa zehn Tage später stand sie an der ostpreußischen Grenze, Ostpreußen war also praktisch vom übrigen Reich abgetrennt; das so wichtige Oberschlesische Industriegebiet fiel bis Anfang Februar in die Hände der Roten Armee. Dies löste – anfangs gegen den ausdrücklichen Befehl der Nazibehörden eine erste Fluchtwelle aus.

⁴ Bundeszentrale, 2010, S. 88.



Abb. 1 a Der Osten Deutschlands nach 1945 mit der Oder-Neiße-Linie, der heutigen deutsch-polnischen Grenze. (Quelle: Putzger, 1965, S. 112 und 120)



Abb. 1b: Der Osten Deutschlands 1937. Man erkennt, dass die spätere Oder-Neiße-Linie (vgl. Abb. 1a) an keiner Stelle eine politische Grenzlinie war. (Quelle: Putzger, 1965, S. 112 und 120)

In der Überzeugung, dass die Rote Armee bei ihrem Vordringen rücksichtslos gegenüber der Zivilbevölkerung vorgehen werde, dass Häuser, Ställe, ganze Ortschaften zerstört würden, brachen trotz eisiger Kälte Millionen von Menschen in Richtung Westen auf, fast ihr gesamtes Hab und Gut zurücklassend. Dabei erwies es sich als besonders schwerwiegend, dass die Truppen der Sowjets nicht nur von Osten her

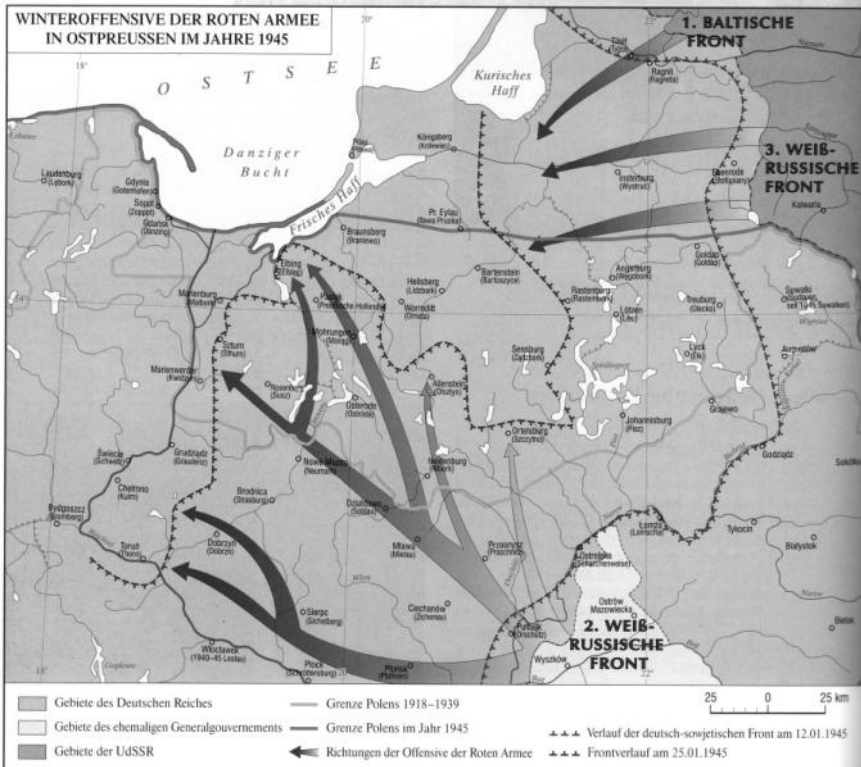


Abb. 2: Ostpreußen von der Roten Armee eingeschlossen. Außer einem sehr schmalen Streifen an der Küste blieb den Vertriebenen nur der Weg über die Ostsee. (Quelle: ZFV, 2010, S. 172)

in Ostpreußen einrückten, sondern die ostpreußische Exklave – im Grunde entsprechend der frühere polnisch-deutschen Grenze von Süden und Westen umzingelten. So blieb nur ein sehr schmaler Korridor über die Frische Nehrung und entlang der Küste oder der Weg über die Ostsee als Möglichkeit, den anrückenden Truppen zu entkommen.

Wie sich später herausstellte und wie auch durch Beispiele aus den Einzelschicksalen in Kapitel II dokumentiert wird, waren die Befürchtungen auch vor der Rache für die grausamen Verbrechen der deutschen Soldaten in Russland nicht unbegründet. Dass die Fluchtbewegungen infolge des spontanen und völlig unregelmäßigen Aufbruchs eine

absolut chaotische und unkontrollierbare Situation schufen, ist nicht verwunderlich. Jeder Einzelne, jede Familie, jeder Treck hatte seine eigene Rettung vor Augen.

Während diese erste „Welle“ also noch vor bzw. beim Herannahen der Kriegshandlungen geflohen war, verließen in den Frühlingsmonaten Millionen von Menschen ihre Heimat, die deren Eroberung durch russische und polnische Truppen und die oft damit verbundenen Gräueltaten miterleben mussten. Unabhängig davon, ob man die Bestimmungen des Vorsitzenden des polnischen Nationalrates Boleslaw Bierut als Bierut-Dekrete definiert oder nicht, steht fest, dass in den Folgemonaten fast die gesamte deutschstämmige Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie vertrieben wurde. Grundlage waren das Dekret des polnischen Ministerrats vom 28. Februar 1945 über den Ausschluss feindlicher Elemente aus der polnischen Volksgemeinschaft sowie Gesetz vom 6. Mai 1945 über das verlassene und aufgegebene Vermögen. Gerade letzteres ist insofern von Bedeutung, als Stalin den Termin der Potsdamer Konferenz möglichst lange hinausgeschoben hat – im Gegensatz zu Churchills Wunsch –, damit die Gebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie als von den Deutschen verlassen und aufgegeben deklariert werden konnten.⁵ Unter enormen Zeitdruck erfolgte daher die Zwangsevakuierung der deutschstämmigen Bevölkerung, wobei es für unser Thema unerheblich ist, dass diese in Reichsdeutsche⁶ und Volksdeutsche⁷ unterschieden wurde.

Im Sudetenland gab es zeitgleich und nicht minder brutal auf der Grundlage der sog. Beneš-Dekrete „wilde Vertreibungen“, das

⁵ Hintergrund dieser Maßnahmen war Stalins Ziel, möglichst rasch vollendete Tatsachen zu schaffen, indem die Bevölkerung Ostpolens in das von den Deutschen verlassene, folglich fast menschenleere Gebiet umgesiedelt, d.h. in den meisten Fällen ebenfalls zwangsevakuert wurde; die bekannte Westverschiebung Polens.

⁶ in den Gebieten des Reichs in den Grenzen von 1937 lebende Menschen.

⁷ in Polen in den Grenzen von 1937 lebende deutschstämmige Menschen.

Kapitel II

**Heimatvertriebene und Flüchtlinge –
Einzelschicksale**

Heimatvertriebene und Flüchtlinge – Einzelschicksale

Zahlen, Daten und Fakten, wie sie in Kapitel I aufgeführt wurden, mögen ein recht umfangreiches Gesamtbild erzeugen, sie bleiben aber unpersönlich und blutleer, wenn man sie nicht mit konkreten individuellen Beispielen belegen kann. Daher sollen in die folgenden Abschnitten Einzelschicksale von Menschen und Familien dargestellt werden, die als Vertriebene in die Nordeifel kamen – konkrete Beispiele für die allgemeinen Aussagen aus dem ersten Kapitel.

Schon allein die Aufgabe, aus der enormen Vielfalt und bei aller individuellen Einzigartigkeit eine Typisierung der Wege in die Eifel vorzunehmen, erweist sich als problematisch. Da gab es Familien, die recht früh – manche sogar zielgerichtet – in die Nordeifel kamen. Andere hatten eine vieljährige Odyssee hinter sich, ehe sie – manche eher zufällig – in der Nordeifel sesshaft wurden. Familien wurden im Zuge der Vertreibung auseinandergerissen und fanden erst hier wieder zueinander. Auch dafür, dass Menschen aus verschiedenen Herkunftsgebieten sich während der Flucht anfreundeten, noch in einem Lager oder kurz nach ihrer Ankunft in der Eifel heirateten und Familie gründeten, gab es eine ganze Reihe von Beispielen. Relativ selten liest man (zumindest bis Anfang der 60er Jahre) von Heiraten zwischen Vertriebenen und Einheimischen, wohl ein Indiz für die getrennten Lebenswelten beider Gruppen. Die wenigen alten Menschen, die hierhin kamen, folgten fast immer ihren Kindern und deren Familien oder anderen Verwandten. Schließlich soll auch auf minderjährige Vertriebene hingewiesen werden, die als Waisenkinder hier strandeten und von einem Vormund betreut wurden.

Aus diesen Bemerkungen mag sich ergeben, dass die in diesem Kapitel vorgestellten Einzelschicksale eher zufällig ausgewählt wurden, dass sie daher in keiner Weise beanspruchen können, repräsentativ zu sein. Dennoch lässt sich aus jedem der nun vorgestellten Erlebnisse und

Schicksale, so singulär sie auch in Details sein mögen, erkennen, wie sehr sie doch als *pars pro toto* verstanden werden können und müssen, als typischer und wesentlicher Bestandteil der Geschichte der Vertreibung.

Das Kapitel ist untergliedert in einen Teil, in welchem Heimatvertriebene namentlich vorgestellt werden, entweder weil sie selbst ihren Weg in die Eifel und ihre Ankunft in der Eifel darstellen, oder weil die vorliegenden Quellen so detaillierte Berichte über – im wahrsten Sinne des Wortes – namhafte Personen zuließen. Erstere beruhen auf Gesprächen, die sie dem Verfasser in den Jahren 2018 und 2019 gegeben haben. Dass dabei ganz unterschiedliche Schwerpunkte gelegt werden, ergibt sich selbstverständlich in erster Linie aus den jeweiligen Erfahrungen und deren Verarbeitung, aber auch auf die individuelle Fokussierung der Gesprächspartner. Auffällig war, in welchem starkem Maße viele von ihnen auch kleinste Einzelheiten oder Randaspekte von Flucht, Ankunft und Integration im Gedächtnis bewahrt haben, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt noch Kinder oder sogar Kleinkinder waren. Dies mag anzeigen, wie tief sich diese Ereignisse im Bewusstsein eingepägt haben. Die Fotos in diesem Teil-Kapitel wurden, wenn nicht ausdrücklich anders vermerkt von den jeweiligen Interviewpartnern zur Verfügung gestellt.

Im zweiten Teil dieses Kapitels werden Einzelschicksale vorgestellt, die sich aus den vorliegenden Akten ermitteln ließen. Die betroffenen Personen waren für Informationen nicht (mehr) greifbar, die Namen sind daher auf die Anfangsbuchstaben reduziert. Der Hinweis, dass dies in keinem einzigen Fall von den Betroffenen gewünscht wurde, sondern lediglich den aktuellen Datenschutzbestimmungen geschuldet ist, sei hier angebracht. Vor allem die aus der Nachkriegszeit stammenden Anträge an die Gemeinden zur Erfassung der „Flüchtlinge“ dienen hier als Quelle.

Gleichwohl sei die Einschränkung vorweggeschickt, dass - da die Unterlagen natürlich nicht alle persönlichen Faktoren wiedergeben konnten – die daraus gezogenen Schlussfolgerungen eben nur auf der Basis der Aktenlage und ergänzender Literatur erfolgen konnten. Daher sind gerade für die in diesem Teil vorgestellten Personen durchaus Ergänzungen, eventuell auch Korrekturen von Angehörigen und Nachkommen möglich, sogar gewünscht, damit sie eventuell ausführlich und namentlich in einem Folgeband Berücksichtigung finden können. Die hier ausgewählten Beispiele stellen ebenfalls ganz verschiedene – nicht nur geographische, sondern auch typologische – Wege in die Nordeifel dar, so dass sich ein breitgefächertes Spektrum von Vertreibung und Integration ergibt. Die zunächst angedachte Wortwahl eines „bunten Mosaiks“ verbietet sich als eine zu beschönigende Formulierung für die in diesem Kapitel vorgestellten Einzelschicksale.

„Die ersten Betten in Schleiden waren Strohsäcke“

Joachim Saga¹³⁸

In der ostpreußischen Hauptstadt Königsberg wurde Joachim Saga im Jahr 1939 geboren. Seine Mutter stammte aus Marienberg/Westpreußen, der Vater aus Nikolaiken/Masuren. In den 1920er Jahren zogen sie nach Königsberg, um dort Arbeit zu finden. Der Vater war zunächst Hufschmied, dann Schmied, Schlosser, bevor er zur Polizei ging.

Nachdem Königsberg im Sommer 1944 von den Briten bombardiert wurde, zog die Mutter mit zwei Söhnen zu den Großeltern väterlicherseits.

Das Vorrücken der Roten Armee löste die Flucht der Familie aus.

Am 25. Januar 1945 brachen die drei in Richtung Westen auf, einen Tag, bevor die Rote Armee in den Ort kam. Aber der Landweg war abgeschnitten, die Situation absolut chaotisch, drei Wochen irrte die Familie durch Ostpreußen, gelangte dann über das vereiste Frische Haff nach Pillau, von dort am 17. Februar 1945 mit einem Minensuchboot nach Gotenhafen (Gdingen), da die Fahrt über die offene Ostsee zu gefährlich war, schafften sie es mit einem Boot an der Küste entlang nach Swinemünde, von dort dann mit dem Zug nach Dithmarschen in Schleswig-Holstein.

Von 1950 bis 1952 lebte die Familie in Hamburg. Der Vater als ehemaliger Polizist und Offizier wurde zunächst nicht wieder eingestellt. Schließlich erhielt er 1952 die Zusagen von drei Bundesländern für die Übernahme in den Polizeidienst. Da die erste davon aus NRW kam, sagte er sofort zu.

¹³⁸ Der Bericht basiert auf Gesprächen im Frühjahr 2018.



Abb. 17: Die wenigen Schiffe, die die Marine zur Evakuierung der ostpreussischen Vertriebenen einsetzte, waren extrem überladen. Bis auf den letzten Quadratzentimeter drängten und quetschten sich die Menschen in der Hoffnung, vor Ankunft der Roten Armee in den Westen zu gelangen. Die Fahrt von Familie Saga vom ostpreussischen Pillau endete jedoch bereits in Gdingen, weil die Weiterfahrt über die Ostsee zu gefährlich war. (Quelle: ZFV, S. 171)

So gelangte Familie Saga im August 1952 nach Schleiden, wo der Vater nach einer kurzen Nachschulung in den Polizeidienst übernommen wurde. Die erste Wohnung fand die Familie in der Polizeistation im Holgenbach, einem kleinen Gebäude direkt links hinter dem Bahnübergang. In der ersten Zeit mussten alle auf Strohsäcken schlafen, da es keine Betten gab. Dies änderte sich erst dadurch, dass sie aus einem Möbellager in Freilingen Schränke und Betten erhielten.

Während sein Bruder mangels Realschule zum Schulbesuch nach Aachen fahren musste, wurde Joachim Saga dann nach den Sommerferien in die Quarta (heute Klasse 7) übernommen. Schulleiter Dr. Hermesdorf hatte nach Sichtung des Zeugnisses aus Hamburg keinerlei Zweifel an der Eingliederung in diese Klasse. Das Problem bestand

Straße hinter dem Lager der Schreinerei Henz) eine gekonnte Grabrede auf die Schleidener Kirmes gehalten hat.

Zusammenfassend bezeichnet Joachim Saga seine Integration in Schleiden als absolut problemlos. Sprüche, wie sein Bruder einmal anlässlich einer Betriebsfeier hörte („Was wollt ihr Rucksackdeutschen hier?“), sind ihm nie zu Ohren gekommen. Er hat in Schleiden Wurzeln geschlagen.

Von Sorgenau nach Broich – Flüchtling und auch noch evangelisch – Ingrid Vey¹³⁹

Ingrid Vey (Jahrgang 1941) war dreieinhalb Jahre alt und lebte mit ihrer „Mutti“ in Sorgenau (heute Prokowskoje) einem kleinen Badeort an der samländischen Ostseeküste im Amtsbezirk Palmnicken, Kreis Fischhausen, als sich das Ende des Krieges abzeichnete. Länger als die südlichen Gebiete hatten die vordringenden russischen Truppen das westliche Samland verschont. Nach einer ersten Eroberung waren sie wieder vertrieben worden und rückten dann zunächst nach Süden vor. So konnten die Bewohner des Gebietes sich noch relativ lange in einem gewissen Schonraum halten, ehe dann erst im April 1945 (also nur wenige Wochen vor Kriegsende) die vorrückende Rote Armee das eilige Verlassen des Dorfes (1939: 659 Einwohner) unumgänglich machte.

Also brach auch Ingrid's Mutter mit ihrer kleinen Tochter auf; Ziel war der Hafen Pillau an der Südspitze des Samlandes (gegenüber der Frischen Nehrung). Noch fuhr sogar die Eisenbahn, die Fischhausener Kreisbahn, von Palmnicken bis kurz vor Fischhausen; von dort an ging es zu Fuß weiter, gemeinsam mit den zurückflutenden Soldaten der Reichswehr. Da der Hafen von Pillau zu flach war für größere Schiffe, hatte man nördlich der Stadt Landungsstege in die Ostsee gebaut, an deren Ende die größeren Schiffe anlegen konnten.

Beim Besteigen des Schiffs geschah das nächste Malheur: Ingrid verlor ihre Mutter. „Zu wem gehört das Kind hier?“ schrie ein Soldat. Die durch die Suche bedingte Verzögerung nutzten wiederum viele Fliehende, um auch noch auf das nun überladene Schiff zu gelangen. Die Fahrt über die Ostsee sollte dann nach Norddeutschland führen. Doch ein Alarm in der Nacht wegen Fliegerbeschuss und die Tatsache, dass

¹³⁹ Dieser Bericht basiert im Wesentlichen auf Gesprächen im Mai 2018.

auch die norddeutsche Küste inzwischen von alliierten Truppen besetzt war, bedingte ein Ausweichen Richtung Norden. In Dänemark schließlich erreichte das Schiff einen sicheren Hafen. Odense war erstes Ziel für Mutter und Kind, und für viele Monate wohnten beide in einer dortigen Unterkunft. In Odense erlebten sie dann auch den 8.5.1945, das Ende des unseligen Krieges. Und auch in der Folgezeit ging es erst einmal Richtung Norden auf der dänischen Insel Fünen. Immer wieder wechselten die Unterkünfte, meist einfache Strohlager oder Turnhallen. So blieben beide bis August 1947 in Dänemark.



Abb. 20: In einer Baracke im dänischen Lager: Ingrid Vey und ihre Mutter.

Über das DRK gelangten sie schließlich zu einer Tante nach Ost-Berlin. Ingrid hätte längst eingeschult werden müssen, doch die älteren Kinder hatten Vorrang. Als sie dann doch eine Schule besuchen durfte, kam sie in eine Klasse mit 60 Kindern. An den Wochenenden ging es dann raus in die Umgebung, um Getreideähren auf den Stoppelfeldern, Restkartoffeln oder Pilze zu sammeln, stets in bitterer Konkurrenz mit anderen Städtern.

Endlich im August 1949 ging es dann nach Westen, über die „grüne Grenze“ mit Schleppern, die zunächst davon überzeugt werden mussten, dass ein achtjähriges Mädchen keine Gefahr für den gefährlichen Grenzübertritt bedeuten würde. Per Anhalter erreichten sie dann Rosdorf (Landkreis Göttingen) wo Mutter und Tochter in einer der vielen



Abb. 27a: Die Trecks der Vertriebenen auf dem zugefrorenen Frischen Haff; eine beschönigende nachgestellte Szene aus einem Fernsehfilm. (Quelle: Standbild aus der CD des ARD-Films „Die Flucht“ 2007)



Abb. 27b: Der Realität näher kommt dieses sensationelle Foto; es stammt von Herrn Andrej Harcow, Kalingrad und entstand mit Hilfe eines Bord-Fotoapparates, eines sonjetischen Schlachtfliegers Iljuschin II-2-Schurmonik (Илюшин ИЛ-2 Штурмовик), die man den fliegenden Panzer der Sonjets nannte. Veröffentlichung mit Genehmigung der Polskatimes, die das Foto erstmals abdruckte. Carl-Heinz Witt betont, dass die Flugzeuge die Trecks auf dem Eis nicht beschossen haben, obwohl sie hätten schießen können (Mitteilung am 22.12.2019).

und sechs Enkelkindern noch viele schöne Urlaube erlebt. Weitere große Beschäftigungen waren acht Jahre Dienst im Stadtrat, viele Jahre Mitglied im Bürgerverein, besonders Mitaufbau des Olefer Marktes, viele Jahre Mitarbeit in der Kirche und hier besonders in der Jugendarbeit mit Ausbau der Jugendräume im Pfarrheim. 2015 feierten wir mit der ganzen Familie Goldhochzeit. Doch alle diese Tätigkeiten wurden vor zwei Jahren durch eine Dauerkrankheit für immer beendet.“



Abb. 28: Vater Witt mit seinen drei Kindern im Jahre 1950 im schwäbischen Heudorf; Carl-Heinz vorne rechts.



Abb. 29: Carl-Heinz und sein Bruder Christoph helfen beim Hausbau für die Familie in Messkirch im Jahre 1954.

Paul Wichert (Onkel Paul)¹⁴⁵



Abb. 30: Paul Wichert
(Onkel Paul).

Paul Wichert (* 8. April 1894) hatte in Paulen, einem 200-Seelendorf im Amtsbezirk Plauten im ostpreußischen Kreis Braunsberg, einen recht großen Bauernhof besessen. So gab er beim Antrag auf Anerkennung als Vertriebener als Beruf „Landwirt“ an. Über seinen Weg in den Westen wissen wir wenig. Im Antrag hat er als Datum der Vertreibung den 8. Februar 1945 eingetragen, hat also nach der Einnahme des Gebietes durch die Rote Armee seine Heimat im Rahmen der „Wilden Vertreibungen“ verlassen müssen und gelangte nach seinen Angaben bereits am 15. Mai 1945 nach Morsbach. Dort bezog er zunächst bei Familie Groß, bald darauf bei Familie Berners auf der Morsbacher Hauptstraße ein Zimmer.

Sofort half er den einheimischen Familien bei der Feld- und Stallarbeit. Seine fachlichen Kenntnisse waren gefragt, er konnte Ratschläge geben – von der Reparatur landwirtschaftlicher Geräte bis zu Konservierungsmethoden für Obst und Gemüse. Da in vielen Familien durch Krieg und Gefangenschaft männliche Arbeitskräfte fehlten, wurde er im ganzen Ort gebraucht. Schließlich fand er eine feste Arbeitsstelle in Vogelsang. Weil die dortigen Truppen – im Gegensatz zu denen der NS-Zeit – eine eigene Viehhaltung für die Fleischversorgung der Soldaten betrieben, wurde Paul Wichert als Leiter der Schweinehaltung eingestellt. Von seinen Fachkenntnissen war er für eine solche Aufgabe prädestiniert und engagierte sich hochgradig in seinem neuen

¹⁴⁵ Der Bericht basiert auf SAS, Gemünd II, Bestand 45-9, Nr. 322 und Mitteilungen von A. Toporowsky, geb. Berners und K.P. Berners, Morsbach, die auch die Fotos zur Verfügung stellten.

Bereich, der sich im Hang etwa an der Stelle des heutigen DRK-Museums befand. Täglich fuhr er mit dem Bus, der die Vogelsang-Arbeiter der umliegenden Orte abholte, zur Arbeitsstelle.



Abb. 31: Oben auf dem Heuwagen: Paul Wichert als Helfer bei der Heuernte von Familie Berners (Morsbach) Mitte der 1960er Jahre.

Die Zeitzeugen schildern ihn als einen sehr ruhigen, zurückhaltenden, introvertierten und liebenswerten Menschen, der half und unterstützte, wo er nur konnte. Als Onkel Paul war er faktisch zum Familienmitglied der Familie Berners geworden. Wenn die Kinder Probleme mit den Mathe-Hausaufgaben hatten, wandten sie sich an ihn; er kannte die Lösung schnell. Wie eng die Bindung geworden war, kann man daran erkennen, dass er sogar zum Patenonkel eines der Berners-Kinder wurde.

Offensichtlich behielt er aber auch den Kontakt zu Verwandten in Ostpreußen aufrecht. Einem Mädchen, möglicherweise einer Nichte, kaufte er im Kaufhaus Faust in Gemünd ein Kleid zur Erstkommunion und schickte es in die ehemalige Heimat, der er wohl bis zu seinem Lebensende nachtrauerte. Im September 1970 starb Paul Wichert in Morsbach. Auf dem Friedhof in Herhahn wurde er beerdigt.



Abb. 32: Paul Wichert war so sehr in die Familie Berners hineingewachsen, dass er Pate des jüngsten Kindes Karl-Peter wurde; hier bei dessen Erstkommunion.

Fünf Jahre Sibirien – Margarethes Wolken

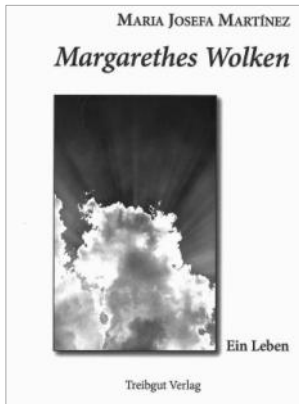


Abb. 33: Titelseite des Romans „Margarethes Wolken“ von Maria Josefa Martínez (ISBN 978-3-941175-87-7).

Der folgende Bericht basiert auf dem Roman „Margarethes Wolken“, den Maria Josefa Martínez 2018 im Treibgut-Verlag veröffentlicht hat.¹⁴⁶ Bewusst wurden aus der Biographie die „entfremdeten“ Orts- und Namensangaben des Romans übernommen. Der vorliegende Text möge auch als Anregung zur Lektüre des Romans dienen.

Geboren wurde Margarethe am 29. November 1928 in Nautzgen, Kreis Labiau (Ostpreußen, nordöstlich von Königsberg, heute im russischen Teil), sie war also, als die Rote Armee im Januar 1945 diesen Teil

Ostpreußens einnahm, gerade 16 Jahre alt geworden.

Margarethe hatte nicht das Glück einer gelungenen Flucht. Zusammen mit der Familie, bei der sie gerade ihr Pflichtjahr absolvierte, wurde ihr Weg auf die rettende Seite von den vordringenden Truppen der Roten Armee gestoppt. In unvorstellbar quälenden Märschen irrte die Gruppe danach zurück Richtung Osten. Sie sah, wie zahlreiche andere Flüchtlinge brutal erschossen wurden, sie wurde nicht erschossen, aber vergewaltigt. Und auch wenn dies das Schicksal vieler Mädchen und jungen Frauen war, muss man sich ein hungerndes, frierendes 16jähriges Mädchen in Todesangst vorstellen, dem dieses widerfährt. Kurzfristig fand sie ihre Familie wieder, wurde aber bald getrennt und in verschiedene russische Kriegsgefangenenlager transportiert, wo sie

¹⁴⁶ Martínez, M.J., (2018), Margarethes Wolken, Berlin.



Abb. 34: Ein ähnliches Foto hätte man auch von Margarethe herstellen können: Aus Ostpreußen deportierte Frauen, die in einem russischen Bergwerk im Oblast Tscheljabinsk im Ural arbeiten mussten. (Quelle: ZFV, S. 179)

jahrelang unsagbare harte körperliche Arbeit u.a. in Kohlebergwerken Sibiriens leisten musste. Dass sie unter diesen Bedingungen eine Typhus-Erkrankung überlebte, grenzt schon an ein Wunder.

Weihnachten 1948 erhielt sie eine Postkarte von ihrem Vater; er war über Schleswig-Holstein nach Schleiden gekommen, wohnte in der Gemünder Straße bei einer Familie Rupp. Dort wollte Margarethe hin, als endlich im Herbst 1949 die Mitteilung kam, dass sie das Lager Kopeisk verlassen durfte – 4250 km entfernt. Die ganze lange Fahrt über hatte sie sich Schleiden so vorgestellt wie ihre Kreisstadt Labiau. Doch das Wichtigste für sie war, dass hier ihr Vater lebte. Das herzerreißende Wiedersehen schildert sie in ihrem von M.J. Martinez als Roman

verfassten Biographie.¹⁴⁷ Margarethe blieb in Schleiden. Auf die Frage: „War dieser Wohnort auch für dich die richtige Entscheidung?“, die Ihr Frau Martinez im Rahmen des genannten Romans stellt, antwortet sie:

„Anfangs war es für mich schwer, in Schleiden zu sein. Es war nicht mein Zuhause, wo ich glücklich war. Es war mir so fremd. Aber es war der Ort, an dem mein Vater leben wollte. Es war der Ort, der nach Russland für mich die erste Anlaufstelle bedeutete. Und da, wo mein Vater sein wollte, gehörte ich auch hin. Damit konnte ich mich gut arrangieren. Im Endeffekt, schau, bin ich immer noch hier.

Hier habe ich meinen Mann kennen gelernt. Und hier habe ich mit ihm meine Familie gegründet. Und was mir besonders am Herzen liegt, ist das Wissen, dass hier mein Vater begraben ist.“¹⁴⁸

Margarethe fasste also bald Fuß in der Eifel, fand Arbeit in der Pappfabrik Nierfeld, heiratete und wuchs mit ihrer Familie, zu der bald zwei Kinder und heute mehrere Enkel gehören, allmählich in das Leben ihrer neuen Umgebung hinein.

Wenn man ihre Geschichte gelesen hat und dann im Antrag auf einen Flüchtlingsausweis ihre Eintragung liest, in der sie lapidar schreibt „1945 bis 1949: Rußland“,¹⁴⁹ weiß man, was sich hinter dieser knappen Angabe verbirgt und ist man beeindruckt davon, wie sie diese „Erlebnisse“ weggesteckt hat. Und fragt man sie heute als 90jährige, wie sie dies alles so tapfer gemeistert hat, dann weist sie als Antwort auf ihre (ost-)preußische Heimat hin.

¹⁴⁷ Ebd., S. 176 – 180.

¹⁴⁸ Ebd., S. 181.

¹⁴⁹ SAS, Gemünd II, Bestand 45-9, Nr. 332.

Hin und Her in Schlesien – Josef Lux - Grete Bethke¹⁵⁰

Die heute in Gemünd wohnende Grete Bethke ist die Tochter von Josef Lux. Dieser hat 1947 – also im Nachhinein auf der Basis seiner Erinnerung - einen sehr ausführlichen „Erlebnisbericht“ über seine Vertreibung aus Struwendorf nach Westen geschrieben, den seine Tochter aufbewahrt hat. Er überschrieb ihn mit „Mein Schlesierland. Mein Heimatland!“. Aufgrund der zeitlichen Nähe zu den geschilderten Ereignissen merkt man in jeder Zeile, wie sehr ihn die Vertreibung emotional mitgenommen hat.

Der Bericht ist deswegen so interessant, weil darin das Hin und Her, die Unsicherheit – „dürfen wir doch in die Heimat zurückkehren oder müssen wir endgültig weg?“ – deutlich wird. Josef Lux begann seinen Erlebnisbericht mit dem Neujahrstag 1945. Auch wenn er wegen der Krankheit seiner Frau, die er mit dem Fahrrad im etwa 10 km entfernten Krankenhaus besuchte, keinen glücklichen Jahresauftakt erlebte, war von den kommenden Kriegsereignissen noch nichts zu merken. Er lebte mit seiner Familie in Struwendorf, einem kleinen Dorf mit etwa 150 Einwohnern im ober-

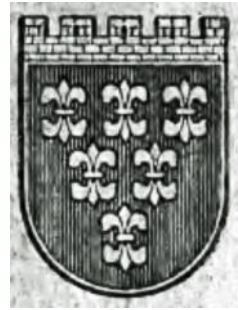


Abb. 35: Aus dem nieder-schlesischen Kreis Neisse – hier das Wappen der Kreisstadt Neisse – brach Josef Lux zweimal in Richtung Westen auf.

schlesischen Kreis Neisse. Doch bald rückte die Front näher. Josef Lux erkannte die Gefahr. Hals über Kopf hieß es im März 1945 für ihn und die Seinen „Fort von Haus und Hof!“. Diese Überschrift gab er seinem zweiten Kapitel seiner Vertreibung. Wo ging es hin? „Hinein in ein fremdes Land“. Was war damit gemeint? Ein neues kurzfristiges

¹⁵⁰ Dieser Bericht basiert auf dem maschinenschriftlich vorliegenden Bericht von Josef Lux, Besitz von Frau G. Bethke, Gemünd, deren mündliche Ergänzungen ebenfalls Berücksichtigung fanden.



Abb. 41: Der Zustand im Jahre 1949; neben dem „Möbelhaus Stephan Saurbier“ - einem kleinen Containner - haben die Gebrüder Stransky eine kleine Vitrine aufgebaut, die auf ihr Geschäft hinweist. Die Familien wohnen direkt dahinter darüber auf dem nur durch eine überdachte Außentreppe (rechts) erreichbaren ersten Stock.



Abb. 42: Anfang der 50er Jahre. Das Möbelhaus ist verschwunden; die Vitrine etwas auffälliger; und hinten rechts im Hof erkennt man die „Laufmaschinenreparatur“ von Frau Stransky.



Abb. 43: Der nächste Schritt ist getan: „Porzellan Kristall Keramik“ - nicht mehr zu übersehen.



Abb. 44: Bezugsfertig: Das „Haus der Geschenke“ 1957; nicht nur Glas und Porzellan sind im Angebot; auch Haushaltswaren aller Art, sogar Souvenirs konnte man nun hier kaufen.



Abb. 45: Frau Stransky in ihrem Geschäft.



Abb. 46: Die Geschäftsübergabe: Familie Stransky vermietet ihr Geschäft an Laurenz Hasenstrauch.

Aus Ostpreußen vertrieben – in Gemünd dringend erwartet: Maria Hahn¹⁵⁵

Auch wenn insgesamt wenig über sie aus den Akten zu entnehmen war, kann Maria Hahn aus mehreren Gründen nicht übergangen werden. „Erst am 20.6.1946 kam eine aus ihrer ostpreußischen Heimat vertriebene Lehrerin, Maria Hahn, als hochwillkommene zweite Kraft nach Gemünd.“¹⁵⁶ So beschreibt K.J. Lüttgens die schulische Situation der Volksschule Gemünd, die zu diesem Zeitpunkt noch von Schülern beider Konfessionen besucht wurde. Bis dahin wurden alle Schüler des Ortes von Herrn Wolff – und das waren nicht weniger als 340 – zeitversetzt und in Privaträumen unterrichtet. Maria (Magdalena) Hahn wurde also in Gemünd dringend gebraucht. Insofern unterschied sie sich von vielen anderen Vertriebenen. Sie hatte sofort eine Arbeitsstelle, dazu eine gesicherte und – bezogen auf die damaligen Verhältnisse – auch einigermaßen einkömmliche.

Sie stammte aus Heilsberg, der Kreisstadt im Zentrum Ostpreußens. Da sie sich in ihrem Antrag bereits als Lehrerin bezeichnete, darf man davon ausgehen, dass sie bereits in ihrer ostpreußischen Heimat pädagogisch tätig war. Über das Lager Wolfenbüttel (Niedersachsen) kam sie also im Frühjahr 1946 nach Gemünd, war damit eine der ersten offiziell erfassten Vertriebenen vor Ort. Darüber hinaus verdient

¹⁵⁵ Der Bericht basiert auf den Eintragungen von Frau Hahn in ihren Antrag auf Anerkennung als Flüchtling „A“ (SAS Schleiden, Gemünd II, Bestand 45-6, Nr. 81.

¹⁵⁶ Lüttgens, 2005, S. 126.



Abb. 47: So sah es nur wenige Meter entfernt von den ersten Unterrichtsräumen für die Gemünder Schüler in der Nachkriegszeit aus. Wenn sie nach ihrem „gestaffelten“ Unterricht aus dem Gebäude (späteres Cafe Schorn und Cafe am Alten Rathaus) hinaustraten und nach links blickten (heutiger Kreisel), dann hatten sie diesen Blick.

Maria Hahn an dieser Stelle Erwähnung, weil sie sich als Vormund für die Vollwaise Luzia S. engagierte. Denn Kinder, die aufgrund der Kriegereignisse beide Elternteile verloren und auch sonst keine Verwandten hatten, waren natürlich in besonderem Maße auf Hilfe angewiesen. Wie Maria Hahn in Kontakt zu ihrem Mündel kam, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Möglicherweise lag eine behördliche Anfrage vor – für eine alleinstehende Lehrerin in dieser Zeit sicher nicht außergewöhnlich –, der sie zustimmte. Der Fluchtweg der beiden legt die Vermutung nahe, dass sie sich nicht aus Ostpreußen kannten, ganz bestimmt sind sie nicht gemeinsam geflohen, denn Luzia kam über die Zwischenstation Trebsen (Sachsen-Anhalt) nach Gemünd. Um so bemerkenswerter ist Marias Engagement für die minderjährige Luzia.

Die Marienthaler Pappenfabrik

Wenn man von Gemünd und Mauel die Kölner Straße ortsauwärts fährt, erkennt man auf der linken Seite einen eher unscheinbaren Flachbau mit einem auffälligen Firmenlogo: einem roten M, in welches drei Kreise eingezeichnet sind. Dies ist die Marienthaler Pappenfabrik (daher das rote „M“), in welcher – umgangssprachlich ausgedrückt – „Bierdeckel“ hergestellt werden (daher die drei Kreise als Symbol für die Bierdeckel). Der offizielle Begriff „Bierglasuntersetzer“ wird im Alltag kaum verwendet.



Abb. 48: Wappen der oberschlesischen Stadt Hirschberg. Sie war der Ausgangspunkt der heutigen Marienthaler Pappenfabrik in Gemünd, aber auch die Heimat von Helmut Ose, der später in Gemünd das bekannte Textilgeschäft aufbaute.

Diese Fabrik verdankt ihre Existenz am Ort ebenfalls einem Vertriebenen. Es war Paul Grimm, der hier ein Werk aufbaute, das heute dort bereits in der vierten Generation betrieben wird. Die Familie Grimm stammte aus dem schlesischen Hirschberg - am Fuß der Schneekoppe gelegen.¹⁵⁷ Im nahe gelegenen Mauer am Bober baute J. Grimm, der Urgroßvater des heutigen Geschäftsführers, 1889 durch Umbau der Bobermühle¹⁵⁸ zunächst ein Sägewerk, nahe liegend im wahrsten Wortsinn aufgrund des waldreichen Riesengebirges. Im Jahre 1900 konnte er zusätzlich mit der Produktion weißer Holzpappen beginnen. 1906 wurden Stanzen angeschafft, die die Herstellung von unbedruckten Bierglasunterstellern ermöglichten. Probleme gab es, wie bei allen vergleichbaren Betrieben, häufig durch das Verziehen der Deckel.

¹⁵⁷ Dass Hirschberg auch die Heimat eines anderen Gemünder Unternehmers, nämlich Helmut Ose, war, kann an dieser Stelle nur erwähnt werden (SAS, Gemünd II, Bestand 45-9, Nr. 320).

¹⁵⁸ Bibliographie, 2003, S. 478.

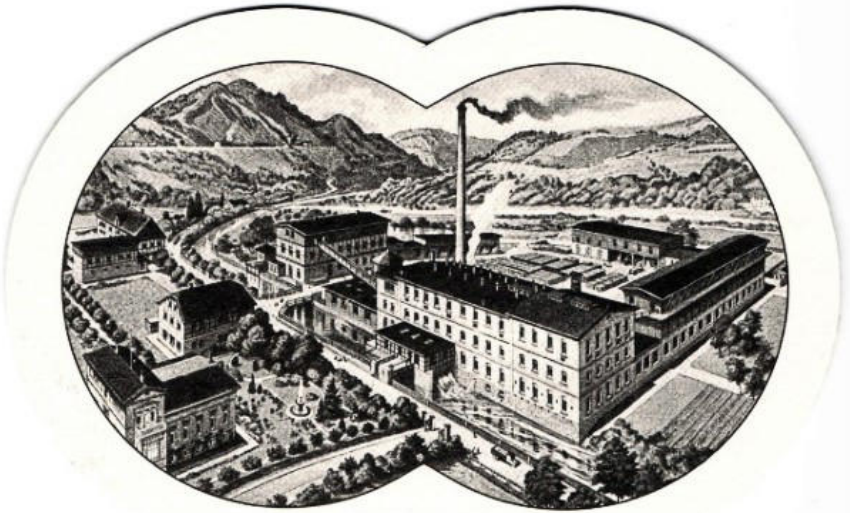


Abb. 49: Der Jubiläumsbierdeckel, den die Marienthaler Pappfabrik anlässlich der 800-Jahr-Feier des Ortes Mauer am Bober druckte. Eine Seite zeigt – angelehnt an die Werbeanzeige des Werkes aus dem Jahr 1923 – das damalige Werksgelände, auf der hier nicht abgebildeten Rückseite ist die Bobertalsperre im Riesengebirge. (Quelle: http://www.doris-baumert.de/Dokumente/geschichtsverein_2017-06.pdf)

1919 erwarb Paul Grimm, Sohn des 1922 verstorbenen Firmengründers, dann Druckmaschinen, welche die Herstellung von bedruckten Bierdeckeln ermöglichten. Bis 1921 wurde die gesamte Produktion auf Bierdeckel umgestellt – hergestellt aus einem bestimmten Holzfilzstoff. Das große Fabrikgelände mit einem hohen rauchenden Schornstein, vier um einen Innenhof im Carre angeordneten mehrgeschossigen Werkshallen mit Trockungsböden, der Besitzervilla und einem dazwischen gelegenen Park kann man auf einer Werbeanzeige aus dem Jahre 1923 erkennen, die das Gemünder Werk anlässlich der 800-Jahr-Feier von Mauer am Bober als Jubiläumsbierdeckel produzierte und die bei dieser Feier sehr viel Anerkennung fand.¹⁵⁹

¹⁵⁹ Baumert, D., 2017, S. 5.

Im Lager wiedergefunden – dann gemeinsam nach Broich²²⁰

Dieser Bericht handelt von Fritz und Lina B., zwei Vertriebenen aus Ostpreußen. Fritz wurde am 22. April 1888 in Auxinnen, Kreis Gumbinnen, geboren, war also bei Kriegsende bereits 57 Jahre alt. Seine Frau Lina war noch ein Jahr älter – geboren am 4. Juni 1887 in Pokalstein, Kreis Fischhausen. Am 1. April 1920 hatten die beiden in Insterburg geheiratet. Ob sie Kinder hatten, geht aus den Anträgen nicht hervor, da diese sicher volljährig gewesen wären, also in den Anträgen der Eltern nicht mehr zu erwähnen waren. Bei Kriegsende lebte das Ehepaar in Schröttersburg, einer Kreisstadt, die seit der Besetzung Polens dem Süden Ostpreußens zugeordnet worden war. Mit großer Wahrscheinlichkeit war Fritz als Arbeiter in der Landwirtschaft beschäftigt.

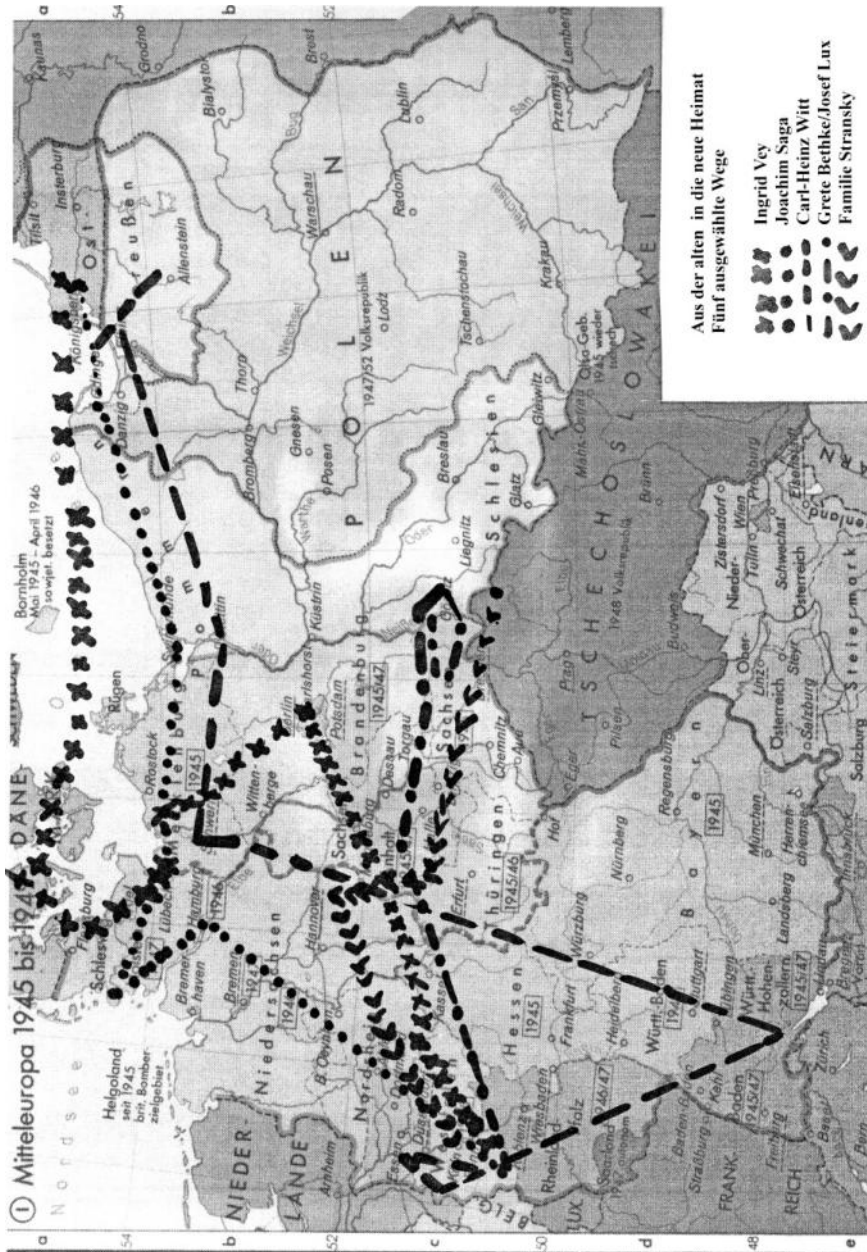
Trotz seines Alters geriet Fritz B. im Januar 1945 in russische Gefangenschaft, in der er bis zum 10. April 1946 verblieb. Lina B. wurde im Januar 1945 aus Schröttersburg vertrieben und zog in Richtung Westen. Eine vorläufige Bleibe fand sie in Sachsen. Fritz dagegen, der davon nichts wusste, wurde nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft in eine Unterkunft in Ehringhausen im westfälischen Kreis Lippstadt eingewiesen. Der Ort wie die gesamte Gemeinde Geseke waren in den Nachkriegsjahren erste Anlaufstelle für eine so große Zahl von Vertriebenen, dass das dortige Heimatmuseum bis heute eine Dauerausstellung mit dem Thema „Vertreibung und Eingliederung“ besitzt.²²¹ Über ein Jahr lang muss Fritz versucht haben, seine Ehefrau ausfindig zu machen und dann Kontakt zu ihr aufzunehmen. Erst im „Herbst 1947“ - wie beide schrieben – fanden sie sich endlich wieder:

²²⁰ SAS, Amt Harperscheid, Bestand 45-3.

²²¹ <https://www.museum-ehringhausen.de/vertreibung-und-eingliederung> eingesehen am 17. November 2019.

Lina kam ebenfalls nach Ehringhausen. Über die Gründe, warum beide dann bald die westfälische Kleinstadt verließen, kann man heute nur spekulieren. Ebenfalls muss offenbleiben, warum sie ausgerechnet ihr endgültiges Zuhause in der Eifel suchten und fanden; für beide war es nach der über zweieinhalbjährigen Trennung sicher vorrangig, nun gemeinsam in eine neue Wohnung einziehen zu können – und diese fanden sie in Broich, wo Fritz als „Rentner“ und Lina als „Hausfrau“ den Antrag auf Ausstellung des Flüchtlingsausweises A stellten.

Die verschiedenen Fluchtwege

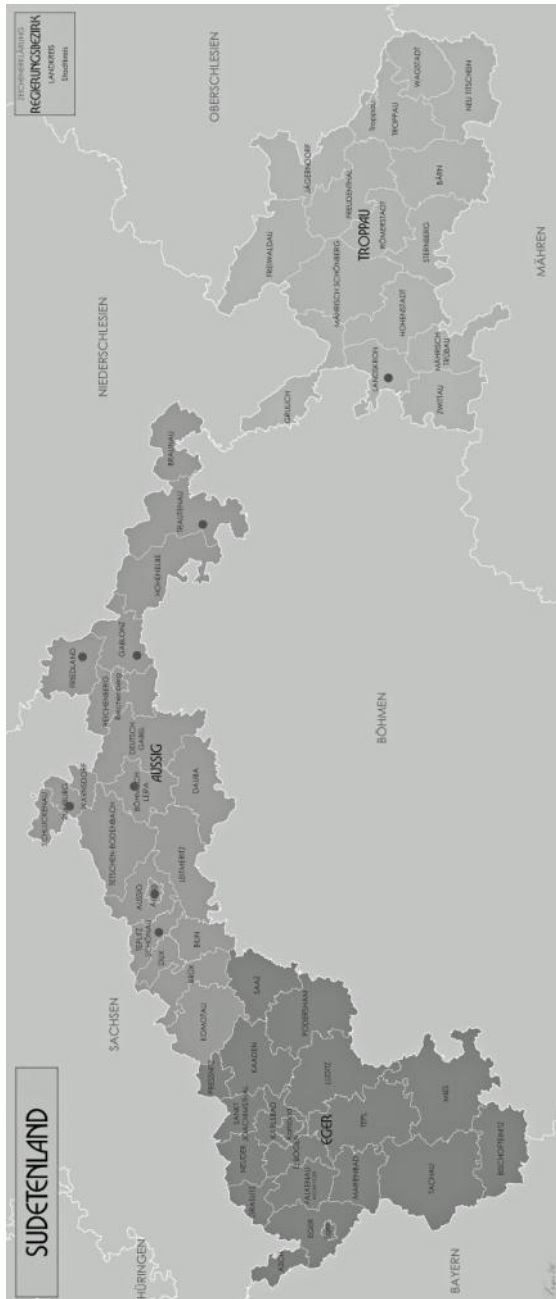


Ostpreußen 1939



Die Kreise mit Punkten kennzeichnen die Herkunftsgebiete von im Text genannten Personen.

Das Sudetenland



Die Kreise mit Punkten kennzeichnen die Herkunftsgebiete von im Text genannten Personen.

Kapitel III

Und die Auswirkungen?

Und die Auswirkungen?

In diesem Kapitel soll wieder vom individuellen Schicksal der Vertriebenen abstrahiert werden. Die subjektive Perspektive der Betroffenen rückt in den Hintergrund und es soll untersucht werden, welche objektiven und messbaren Auswirkungen die Zuwanderung von so vielen Vertriebenen auf ihr Zielgebiet in der Nordeifel hatte.

Einige der Folgen wurden bereits im ersten Kapitel angerissen, wie z.B. der höhere Anteil an Protestanten, der die Konstellation der Konfessionen veränderte, oder der sprunghafte Anstieg der Schülerzahlen, der vor allem in den einklassigen Volksschulen nicht ohne organisatorische und personelle Probleme bleiben konnte.

Zu den eindeutigen Auswirkungen gehören Veränderungen in der Siedlungsstruktur: Neubauten von Wohnungen, Häusern, Straßen und ganzen Wohngebieten. Vor allem für letztere brauchte man entsprechenden Raum. Diesen gab es in der dünn besiedelten Nordeifel theoretisch genug, doch wegen der Geländeverhältnisse, Bewaldung und der Verkehrslage – abgelegen von der Eisenbahn, auf die meisten Menschen ja angewiesen waren, da sie nicht über einen PKW verfügten – kamen eine Erweiterung oder Verdichtung der Orte auf der Höhe nur in begrenztem Ausmaß in Frage.

In den – auch verkehrsmäßig wesentlich besser erschlossenen – Tälern dagegen gab es durchaus brauchbare Flächen. Im Folgenden sollen einige der Siedlungsgebiete vorgestellt werden, die auch, aber nicht nur – und das schien den Verantwortlichen wichtig – zur Ansiedlung und damit Integration der Vertriebenen in der Nachkriegszeit angelegt wurden.²²²

²²² Sie sind zeitlich wie von ihrer Zielsetzung her deutlich zu unterscheiden von den später entstandenen Wohngebieten „Auf dem Hähnchen“ in Schleiden, dem

Im Wingertchen

Die erste neue Siedlung, die in der Nachkriegszeit in Gemünd entstand, wurde in der neu angelegten Straße „Im Wingertchen“ gebaut. Die Hanglage schien nicht hinderlich. Schon 1949 erfolgte die Grundsteinlegung für die Kleinsiedlerwohnungen²²³, die U. Engel als „erste gemeinschaftliche Siedlung nach dem Krieg im Kreis Schleiden“ bezeichnet.²²⁴ Die Stadt übertrug die Trägerschaft für das Projekt der „Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft Aachen“. Als Anreiz räumte die Stadt Gemünd den Interessierten eine Erbbaupacht von drei Jahren ein,²²⁵ und auf Antrag der Siedlungsgesellschaft wurden die Kleinsiedlerstellen für zehn Jahre von den Zuschlägen zur Grundsteuer befreit.²²⁶ Es sollten sieben Kleinsiedlerstellen errichtet werden, und dies geschah dann auch. Schon am 27. März 1950 konnte man in der Eifeler Volkszeitung lesen: „Es ist soweit. In der vergangenen Woche konnten die ersten Familien die Siedlung ‚Wingert’schen‘ beziehen. Es kann damit gerechnet werden, daß alle übrigen Siedler in den nächsten Tagen ebenfalls einziehen können.“²²⁷ Allerdings dauerte es bis zum Jahr 1952, als die Siedlungsgesellschaft, die jetzt offensichtlich mit der Gesellschaft „Rheinische Heim“ zusammenarbeitete, die Stadt Gemünd um eine offizielle Straßenbezeichnung und Hausnummerierung bat.²²⁸

„Salzberg“ in Gemünd, dem „Johannesweg“ und „Lützenberg“ in Olef wie auch im östlichen Teil des Nierfelder Auels um die Tränkelbachstraße.

²²³ Vgl. Kapitel I, Seite 35 ff.

²²⁴ Engel, 1968, S. 45/46.

²²⁵ SAS, Gemünd II, Bestand 02-11, Stadtratsprotokoll vom 27. Mai 1949.

²²⁶ ebd. Stadtratsprotokoll vom 21. Juni 1949.

²²⁷ KrA EU, EVZ vom 27. März 1950.

²²⁸ SAS, Gemünd II, Bestand 02-12. Stadtratsprotokoll vom 10. Juni 1952.

In Grevens Adressbuch von 1958 werden dann aus exakt sieben Häusern der Straße „Im Wingertchen“ die Einwohner angeführt.²²⁹

Nr. 1: Kallweit, Maria; Wildauer, Else, Franz und Horst

Nr. 2: wird nicht aufgeführt

Nr. 3: Hahn, Edmund, Helmut und Hermann

Nr. 4: Henn, Franz-Josef, Hubert und Matthias; Orgaza, Heinrich

Nr. 5: Schreiber, Paul

Nr. 6: Herzog, Arno und Günter; Jäpel, Horst; Klünter, Johann

Nr. 7: Esch, Helga und Hubert

Nr. 8: Herzog, Horst; Ziemes, Hans

Die erhaltenen Fotos und Dokumente zeigen, dass die Häuser eine absolut einheitliche Struktur aufwiesen und dass sie in gemeinsamen Schritten errichtet wurden. Bei einzelnen Gebäuden lässt sich das ursprüngliche Aussehen bis heute feststellen.

Wie später auch an anderer Stelle zu zeigen sein wird, war diese Siedlung keineswegs ausschließlich für die Vertriebenen angelegt worden; zumindest in den Häusern fünf und sieben wohnten Familien, die aus Malsbenden stammten. Dass dies die Integration und Akklimatisierung der Vertriebenen förderte, braucht nicht besonders betont zu werden.

²²⁹ Der Modus der Erfassung in diesem Adressbuch ist nicht immer konsequent; die Haushaltsvorstände – fast immer die männlichen Familienmitglieder – wurden ausnahmslos mit Berufsangabe erfasst; die übrigen Familienangehörigen wohl nur dann, wenn sie erstens volljährig, zweitens berufstätig waren.



Abb. 73: Die Robbauphase im Wingertchen 1949/ 50. (Quelle: Sammlung H. Wollgarten, Morsbach aus Nachlass W. Kruff, Malsbenden)



Abb. 74: Bezugsfertig 1950/ 51; und auch hier völlig identische Häuser.
(Quelle: Wie Abb. 73)



Abb. 75: Aus etwas größerer Entfernung: die Häuser des Wingertchen unterhalb der Jugendherberge (Quelle: Wie Abb. 73)



Abb. 76: Bei einigen Häusern im Wingertchen wurde die ursprüngliche Struktur bis heute beibehalten.



Abb. 94: Das Ostlandkreuz auf dem Kaller Knoppen bildet den Abschluss dieses Bandes. Es wurde 1958 errichtet, 2018 renoviert und ragt als Erinnerung an die zahllosen Menschen, die Zwangsevakuierung und Vertreibung nicht überlebt haben, in den Eifeler Himmel.